

René Caillié

Reise nach Timbuktu

1824 – 1828

Herausgegeben von Heinrich Pleticha

Aus dem Französischen übersetzt
von Susanne Zanker

Mit zeitgenössischen Abbildungen
und acht Photographien
von Gerd Schäfer



EDITION ERDMANN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Es ist nicht gestattet, Texte dieses Buches zu scannen, in PCs oder auf CDs
zu speichern oder mit Computern zu verändern oder einzeln oder zusammen
mit anderen Bildvorlagen zu manipulieren, es sei denn mit schriftlicher
Genehmigung des Verlages.

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © by marixverlag GmbH, Wiesbaden 2012
Der Text wurde behutsam revidiert
nach der Edition Erdmann Ausgabe Lenningen 2006
Lektorat: Dietmar Urmes, Bottrop
Covergestaltung: Nicole Ehlers, marixverlag GmbH
nach der Gestaltung von Nele Schütz Design, München
Bildnachweis: Timbuktu (zeitgenössische Darstellung)
Satz und Bearbeitung: Medienservice Feiß, Burgwitz
Der Titel wurde in der Adobe Garamond gesetzt.
Gesamtherstellung:
Bercker Graphischer Betrieb GmbH & Co.KG, Kevelaer
Printed in Germany

ISBN: 978-3-86539-834-5

www.marixverlag.de/Edition_Erdmann

INHALT

Zur »Königin der Wüste«	7
Vorwort	11
Einleitung	15
Kapitel 1 Im Vorfeld der großen Reise	36
Kapitel 2 Von Kakondy bis Kankan	54
Kapitel 3 Der Weg bis Timé	106
Kapitel 4 Von Timé nach Djenné	149
Kapitel 5 Auf dem Weg nach Timbuktu	183
Kapitel 6 Timbuktu	222
Kapitel 7 Durch die große Wüste zum Mittelmeer	255
Kapitel 8 Das Ende der Reise	295
Editorische Notiz der Übersetzerin	315
Wörterklärungen	318
Weiterführende Literatur	320

ZUR »KÖNIGIN DER WÜSTE«

»Das Königreich Tombut hat seinen Namen nach einer Stadt bekommen, die König Mense Suleiman im Jahre 1221 ungefähr drei Meilen von einem Arm des Nigers und 180 Meilen von Dara oder Segelmesse gestiftet haben soll. In der Stadt Tombut hat man viele Brunnen mit frischem Wasser. Das Land gibt überflüssig Korn, Vieh, Milch und Butter; aber Salz ist selten und teuer ... man bringt es von Regaza über Land hin, welches über 100 Meilen von Tombut liegt.

Diese Völker, sonderlich in der Stadt Tombut, sind gemeinlich fröhlich von Geiste und bringen einen großen Teil der Nacht zu mit Singen und Tanzen durch alle Gassen der Stadt. Sie haben eine große Anzahl Leibeigene. Und gelehrte Leute, deren eine fast unglaubliche Menge sich dort befindet, werden auf Kosten des Königs unterhalten und sehr hoch geachtet. In der Stadt Tombut hat man auch viele geschriebene arabische Bücher, die man aus der Barbarei dahin gebracht, und viel teurer zu verkaufen pflegt als einige andere Kaufwaren. Sonst sind in mehr gemeldeter Stadt allerhand Kaufleute und Handwerker, sonderlich Baumwollenweber ... Die Stadt Tombut hat großen Zulauf von fezzischen, marockischen und alkairischen Kaufleuten wegen des Goldhandels. Denn es wird so überflüssig Goldes von den Mandingern dahin gebracht und für andere Waren vertauscht, dass sie es oftmals, wenn keine Waren, die sie dagegen annehmen könnten, mehr vorhanden sind, wieder zurücknehmen müssen ...«

So schrieb 1668 der holländische Arzt und Geograph Olfert Dapper (gest. 1690) in seiner »Umständlichen und Eigentlichen Beschreibung von Africa«. Es ist nicht die älteste Nachricht über die Stadt Timbuktu im Zentralsudan. Schon 1354 hatte der arabische Gelehrte Ibn Battuta (Batutah) kurz über seinen Besuch und die Reichtümer Timbuktus berichtet, doch wurden seine Nachrichten in Europa erst im 19. Jahrhundert näher bekannt. In Deutschland hatte sie der Kosmograph Sebastian Münster (1488–1552) in seiner »Cosmographia« 1544 kurz erwähnt, und in Rom hatte der Afrikaner Leo im Auftrag des Papstes in seiner »Beschreibung Afrikas« um 1550 verhältnismäßig ausführlich von diesem Timbuktu erzählt, das er persönlich kannte. Etwa seit dieser Zeit ist die Stadt auch auf den Karten des Erdteils vermerkt,

zwar etwas ungenau in der Lage, aber immerhin als einer der wenigen geographischen Fixpunkte südlich der Sahara.

Dapper gibt als Gründungsjahr 1250 an, doch ist Timbuktu nach modernen Erkenntnissen als Niederlassung der Tuareg schon kurz vor 1100 entstanden und entwickelte sich dank seiner günstigen Lage als südlicher Ausgangspunkt einer wichtigen Karawanenstraße durch die Sahara nach Norden zu einer bedeutenden Handelsmetropole. Im 14. Jahrhundert begannen die Bewohner mit dem Salzhandel, der viel Geld in die Stadt brachte, und das wiederum lockte Gelehrte aus der ganzen arabischen Welt an, sodass Timbuktu auch zu einem Zentrum islamischer Gelehrsamkeit wurde. Der erwähnte Leo Africanus schreibt dazu: »In Timbuktu sind viele Richter, Doktoren und Priester. Der König besodet sie alle gut und ehrt die Gelehrten sehr.«

Der Reichtum weckte auch die Begehrlichkeit der umwohnenden Wüstenstämme. Ihre regelmäßigen kleineren Raubzüge waren noch verhältnismäßig harmlos, aber 1468 wurde Timbuktu von dem Songhai-Herrscher Sonni-Ali erobert, dessen Nachfolger dort bis 1591 regierten. Dann wurde es durch Sultan Mulai Ahmed el Mansur von Marokko besetzt und zum Mittelpunkt eines von ihm abhängigen Reiches gemacht. Zu diesem Zeitpunkt hatte Timbuktu allerdings schon den Höhepunkt seines Wohlstands überschritten. Wie ja Dappers Notiz aus dem 17. Jahrhundert beweist, hielt sich aber in Europa hartnäckig das Gerücht vom Reichtum der »Königin der Wüste«.

Merkwürdigerweise verschloss sich diese allen Bemühungen europäischer Reisender, sie zu besuchen. Angaben über einige ganz frühe Reisen müssen mit einem Fragezeichen versehen werden. So soll schon um 1460 der Florentiner Kaufmann Benedetto Dio in der Stadt gewesen sein, 1670 erreichte sie angeblich der Franzose Paul Imbert von Marokko aus. Einen ebenso interessanten wie zweifelhaften Bericht verdanken wir dem amerikanischen Matrosen Robert Adams, der nach eigenen Aussagen an der afrikanischen Westküste Schiffbruch erlitten hatte. Während seine Gefährten umkamen, wurde er als Sklave nach Timbuktu verkauft und konnte erst nach Monaten von dort fliehen. Seine Aussagen wurden später von Gönnern in London durchaus ernst genommen und sogar 1816 unter dem Titel »The narrative of Robert Adams« in einem heute sehr seltenen Buch veröffentlicht. Adams selbst kehrte nach Amerika zurück und verschwand dort in der Anonymität.

Um diese Zeit hatten europäische Reisende den Niger schon erreicht. Der junge schottische Arzt Mungo Park (1771–1806) war 1795 bis 1797 von der Westküste aus bis zum Oberlauf des Flusses vorgestoßen und hatte ihn ein Stück befahren, ohne jedoch Timbuktu zu erreichen. Das gelang erst einem anderen Schotten, dem Major Alexander Gordon Laing (1794–1826). Er zog 1826 von Tripolis aus auf dem strapazenreichen Weg durch die Sahara nach Süden, gelangte nach Timbuktu und hielt sich dort unbehelligt mehrere Wochen auf, obgleich er sich als Weißer und Christ bekannte. Auf dem Rückweg wurde er jedoch ermordet. Dabei gingen auch seine wertvollen Aufzeichnungen verloren, nach denen noch jahrelang vergeblich geforscht wurde.

Inzwischen hatte sich das Erreichen Timbuktus zu einer Art Prestigeobjekt zwischen den Geographischen Gesellschaften von London und Paris entwickelt. Dort setzte man einen Preis von 10 000 Francs für denjenigen Franzosen aus, der als Erster Timbuktu erreichen und glaubwürdige Nachrichten über die Stadt in die Heimat bringen würde.

Das gelang endlich René-Auguste Caillié, einem jungen Einzelgänger. Er wurde am 17. November 1799 in Mauzé in Westfrankreich geboren. Der Vater war von Beruf Bäcker, wurde aber kurz nach der Geburt seines Jungen ins Zuchthaus eingeliefert, das er nicht mehr lebend verließ. René wurde von der Mutter aufgezogen, die er aber schon mit zwölf Jahren verlor. Er lernte nach kurzem Schulbesuch Schuster, fand aber keinen Gefallen an dem Beruf und begleitete mit sechzehn Jahren einen französischen Offizier als Diener in den Senegal. Bis 1819 führte er ein unstetes Wanderleben erst in Afrika, dann in der Karibik, und kehrte schließlich mittellos und krank in die Heimat zurück. Fünf Jahre später ermöglichte ihm ein Kaufmann aus Bordeaux die Rückkehr in den Senegal. Was dann geschah, erfährt man aus der von Caillié selbst geschriebenen Einleitung zu seinem späteren großen Reisebericht. Man kann nur die Zielstrebigkeit und Zähigkeit bewundern, mit der dieser junge Mann Timbuktu, sein selbst erwähltes Ziel, zu erreichen suchte. Und wenn man das Schicksal seines Vorgängers Gordon Laing betrachtet, darf man auch von dem großen Glück sprechen, das er dabei hatte.

In den letzten Sätzen seines großen Reiseberichts schreibt er auch bescheiden von der wohlwollenden Aufnahme in der Heimat nach

seiner Rückkehr. In Paris zögerte die *Société de Géographie* nicht, ihm den ausgesetzten Preis und ihre Goldmedaille zu übergeben. Jomard, der Präsident der Gesellschaft, unterstützte ihn persönlich und selbstlos bei der Abfassung seines umfassenden Reiseberichts. Aber wie nicht anders zu erwarten, riefen Erfolg und Ehrung auch rasch Neider auf den Plan, die so weit gingen, die Echtheit seiner Angaben zu bezweifeln. Vor allem die Engländer verdächtigten ihn, weil sie Andenken und Leistung ihres Landsmannes Laing durch ihn gefährdet sahen.

Cailliés Gesundheit war durch die erlittenen Strapazen schwer erschüttert. Er musste darauf verzichten, wieder nach Afrika zurückzukehren, wie er gehofft hatte. Vielmehr ließ er sich mit einer kleinen staatlichen Rente in seiner engeren Heimat nieder, heiratete und hatte vier Kinder. Aber er starb schon am 17. Mai 1838, noch nicht einmal 39 Jahre alt, an den Folgen einer unbekanntes Krankheit, die er sich in Afrika geholt hatte.

Wie großartig seine Leistungen gewesen waren, beweist allein schon die Tatsache, dass noch einmal Jahrzehnte vergehen sollten, bis ein dritter Europäer zu der »Königin der Wüste« gelangte. Diesmal war es ein Gelehrter, der deutsche Forschungsreisende Heinrich Barth (1821–1865). Er war auf seiner großen Reise 1850 von Tripolis aus quer durch die Sahara zum Tschadsee vorgestoßen. Nach ausgiebigen Forschungen in dessen Umgebung reiste er weiter zum Niger und gelangte durch die Länder des Nigerbogens im Herbst 1853, also 25 Jahre nach Caillié, nach Timbuktu, wo er fünf Monate verblieb. In seinem Reisebericht bestätigte er nicht nur die Beobachtungen Cailliés, sondern gab auch eine detaillierte Beschreibung der Stadt, die damals nur noch ein Schatten ihrer einstigen Größe war. Seine Unabhängigkeit konnte Timbuktu nur noch vier Jahrzehnte bewahren, dann besetzten es 1893 die Franzosen und fügten es ihrem Kolonialreich ein, in dem es bis 1960 verblieb. Heute gehört es zur Republik Mali.

Heinrich Pleticha

EINLEITUNG

Da ich seit meiner frühesten Kindheit die Welt entdecken wollte, habe ich stets mit großem Eifer die Gelegenheiten wahrgenommen, die sich mir boten, um mich zu bilden. Aber trotz aller Anstrengungen, die mir fehlende solide Erziehung auszugleichen, konnte ich doch nur unzureichende Kenntnisse erwerben. Das Bewusstsein der Unzulänglichkeit meiner Mittel bedrückte mich oft, jedenfalls dann, wenn ich daran dachte, was mir alles fehlte, um die Aufgabe, die ich mir gestellt hatte, zu bewältigen. Obwohl ich also häufig an die Gefahren und Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens dachte, so hoffte ich doch, dass die Aufzeichnungen und Informationen, die ich von meinen Reisen mitbringen würde, bei der Öffentlichkeit auf Interesse stoßen würden. Ich gab die Hoffnung, irgendein unbekanntes Land in Afrika zu erforschen, zu keinem Zeitpunkt auf. Nach und nach richteten sich all meine Gedanken auf Timbuktu. Diese Stadt wurde zum Ziel all meiner Anstrengungen. Meine Entscheidung stand fest: Timbuktu sehen oder untergehen. Heute, da ich mein Ziel erreicht habe, wird meine Leserschaft vielleicht eine gewisse Nachsicht gegenüber dem Bericht eines einfachen Reisenden walten lassen, der einfach nur das erzählt, was er gesehen hat, die Ereignisse, die ihm widerfahren sind oder deren Zeuge er war.

Ich wurde im Jahr 1800 in Mauzé im Département Deux-Sèvres als Kind armer Eltern geboren. Das Unglück wollte es, dass ich sie noch in meiner Kindheit verlor. Meine einzige Erziehung erhielt ich in der kostenlosen Volksschule meines Dorfes. Sobald ich lesen und schreiben konnte, ließ man mich einen Beruf erlernen, der mich aber schnell anwiderte, wozu nicht zuletzt die Bücher über Entdeckungsreisen beitrugen, in die ich mich in jeder freien Minute vertiefte. Vor allem die Geschichte von Robinson Crusoe begeisterte mich. Ich brannte darauf, so wie er Abenteuer zu erleben. Damals schon spürte ich in meinem Herzen den Ehrgeiz, mich durch eine bedeutende Entdeckung auszuzeichnen. Man lieh mir Erdkunde-Bücher und Landkarten. Die Karte Afrikas, auf der ich nur unbewohnte oder als »unbekannt« bezeichnete Länder sah, weckte mehr als alle anderen meine Neugier. Schließlich wurde dieses Interesse zur Leidenschaft, für die ich auf alles verzichtete.

Ich nahm nicht mehr an den Spielen meiner Kameraden teil. Sonntags sperrte ich mich in meinem Zimmer ein, um alle Reiseberichte und -bücher zu lesen, derer ich habhaft werden konnte. Ich erzählte meinem Onkel, der mein Vormund war, von meinem Wunsch zu reisen. Er missbilligte mein Ansinnen, malte mir die Gefahren, die eine Seereise bedeutete, sowie das Heimweh, das ich in der Ferne, weit weg von meiner Familie, haben würde, in allen Farben aus. Er unterließ nichts, um mich von meinem Vorhaben abzubringen. Aber meine Entscheidung stand fest. Aufs Neue drängte ich, losziehen zu dürfen, und er widersetzte sich nicht mehr.

Ich besaß nur sechzig französische Francs. Mit dieser geringen Summe begab ich mich 1816 nach Rochefort. Ich heuerte auf einem Frachtschiff namens *Loire* an, das nach dem Senegal segeln sollte. Bekanntlich fuhr dieses Schiff zusammen mit der *Méduse*, auf der sich Monsieur Mollien befand, den ich damals noch nicht kannte und der später so interessante Entdeckungen im Inneren Afrikas machen sollte. Glücklicherweise hatte sich unser Frachtschiff von der Route, die die *Méduse* nahm, entfernt und kam so sicher in der Bucht von Saint-Louis an, während die *Méduse* Schiffbruch erlitt. Von dort begab ich mich nach Dakar, einem Dorf auf der Halbinsel Cap Vert, zu dem die Überlebenden der *Méduse* mit der *Loire* gebracht wurden. Ich hielt mich einige Monate an diesem tristen Ort auf. Als die Engländer den Franzosen diese Kolonie übereignet hatten, kehrte ich wieder nach Saint-Louis zurück. Zu der Zeit, als ich dort ankam, stellte die englische Regierung eine Expedition unter der Leitung von Major Peddie zusammen, um das Innere Afrikas zu erforschen. Diese begab sich zunächst nach Kakondy, einem am Rio Nuñez gelegenen Dorf. Bei der Ankunft starb der Major. Die Leitung der Expedition übernahm Kapitän Campbell. Er machte sich mit einer großen Karawane auf den Weg, die hohen Berge des Fouta-Djalou zu durchqueren. In wenigen Tagen verlor er einen Teil der Packtiere und mehrere Männer. Trotzdem entschloss er sich, weiterzumarschieren. Kaum aber hatte er das Gebiet des *almamy* des Fouta-Djalou erreicht, wurde die Expedition auf Befehl dieses Herrschers angehalten. Es bedurfte einer hohen Abgabe an den *almamy*, nur um die Erlaubnis zu bekommen, umzudrehen und den Rückzug anzutreten, aufs Neue Flüsse zu durchqueren, deren Überwindung schon beim ersten Mal sehr unangenehm gewesen war, und

ständigen Verfolgungen ausgesetzt zu sein. Um Letzteren zu entgehen und den Rückzug weniger beschwerlich zu machen, ließ der Kommandant die Trockenwaren verbrennen, die Gewehre zerbrechen und das Pulver in den Fluss streuen. Auf diesem katastrophalen Rückzug verloren Kapitän Campbell und mehrere seiner Offiziere das Leben an der Stelle, an der auch Major Peddie gestorben war. Sie wurden neben ihm begraben, unter einem Orangenbaum in der Handelsniederlassung des englischen Kaufmanns Bethmann. Die restlichen Truppen der Expedition segelten nach Sierra Leone.

Einige Zeit später stellte man eine neue Expedition zusammen, die Major Gray anvertraut wurde. Die Engländer scheuten keine Mühen und Mittel, damit diese noch gewaltiger und besser ausgestattet als die erste war. Um den schrecklichen *almamy* von Timbo zu umgehen, fuhr man zuerst auf dem Meer zum Gambia und dann den Fluss hinauf. Sobald die Expedition an Land gegangen war, durchquerte sie die Gebiete von Oulli und Gabu und kam dann schließlich in das Bondou. Dieses bewohnt aber ein Volk, das dem im Fouta-Djalon ähnelt und genauso fanatisch und böse ist und dessen König sich nicht weniger feindlich gegenüber den Engländern zeigte. Seine Forderungen waren noch willkürlicher als die des *almamy* von Timbo. Unter dem Vorwand von ich weiß nicht welchen alten Schulden, die die englische Regierung angeblich bei ihm habe, forderte er so viele Waren, dass Major Gray bald keinerlei Ressourcen mehr hatte und, wie man weiter unten noch sehen wird, gezwungen war, einen Offizier in den Senegal zu schicken, um neue Waren zu beschaffen, mit deren Hilfe er hoffte, die Erlaubnis zur Weiterfahrt zu erlangen.

Mir waren diese unangenehmen Neuigkeiten nicht bekannt, als man mir von der englischen Expedition erzählte. Da ich nicht daran zweifelte, dass Major Gray Leute brauchte und meine Dienste annehmen würde, obwohl ich für ihn ein Fremder war, beschloss ich, auf dem Landweg nach Gambia zu reisen. Ich brach in Begleitung zweier Neger auf, die nach Dakar zurückkehrten, und schlug den Weg ein, der von Gandiolle zur Halbinsel Cap Vert führt. Wir gingen zu Fuß. Ich war noch sehr jung und meine beiden Begleiter waren tüchtige Marschierer, sodass ich mich anstrengen musste, um mit ihnen mitzuhalten. Mit Worten lässt sich die Strapaze, die die drückende Hitze und der glühende Sand für mich bedeuteten, kaum ausdrücken. Wenn ich

wenigstens etwas Wasser gehabt hätte, um meinen brennenden Durst zu stillen! Süßwasser findet man jedoch nur in einiger Entfernung vom Meer, und um auf einigermaßen festem Boden zu laufen, mussten wir am Strand bleiben. Meine Füße waren mit Blasen übersät und ich glaubte, ich würde zusammenbrechen, bevor wir in Dakar ankämen. Trotzdem erreichten wir schließlich dieses Dorf. Ich hielt mich dort nicht auf, sondern begab mich auf ein Boot, das mich nach Gorée brachte.

Die Qualen, die ich bis dahin erlitten hatte, ließen mich über die noch viel größeren Leiden nachdenken, denen ich mich aussetzen wollte. Diejenigen, die sich für mich interessierten, allen voran Monsieur Gavot, hatten folglich keine große Mühe, mich von meinem Vorhaben abzubringen. Um meine Reiselust etwas zu stillen, verschaffte mir dieser ehrenwerte Offizier einen kostenlosen Platz auf einem Handelsschiff, das Segel nach Guadeloupe setzte.

Ich kam in dieser Kolonie mit einigen Empfehlungsschreiben an und erhielt eine kleine Stelle. Nach sechs Monaten regte sich aber wieder die Reiselust in mir. Die Lektüre Mungo Parks verlieh meinen Plänen neue Kraft. Und da meine Gesundheit einem längeren Aufenthalt sowohl im Senegal als auch in Guadeloupe standgehalten hatte, hoffte ich, diesmal meine Vorhaben mit Erfolg ausführen zu können.

Ich verließ Pointe-à-Pitre in Richtung Bordeaux und kehrte von dort in den Senegal zurück. Als ich Ende des Jahres 1818 mit nur geringen Mitteln (durch unnütze Einkäufe hatten sie sich sehr verringert) in Saint-Louis ankam, ließ ich mich durch nichts entmutigen. Alles schien meinem abenteuerhungrigen Geist möglich, und der Zufall sollte meinen Absichten zu Hilfe kommen.

Monsieur Adrien Partarrieu, der von Major Gray losgeschickt worden war, um in Saint-Louis die vom König von Bondou geforderten Waren zu kaufen, schickte sich gerade an, zur Expedition zurückzukehren. Ich suchte ihn auf und schlug ihm vor, ihn zu begleiten, und zwar zunächst ohne jede Entlohnung oder andere Verpflichtung. Er antwortete mir, dass er mir auch für alles Weitere nichts versprechen könne. Es stehe mir aber frei, mich ihm anzuschließen. Mein Entschluss stand schnell fest: Ich war glücklich, eine solche Gelegenheit zu bekommen, unbekannte Gegenden zu durchstreifen und an einer Entdeckungsreise teilzunehmen!

KAPITEL I

IM VORFELD DER GROSSEN REISE

Aufenthalt in Freetown – Erste Erfahrungen mit den Mandingo – Aufenthalt in Kakondy, wo Caillié seine arabischen Gewänder anlegt – Bekanntschaft mit französischen und englischen Geschäftsleuten sowie mit dem Oberhaupt der Landama – Beschreibung der Landama, Nalou und Baga – Geheimbund unter der Herrschaft des Simo – »Rechtsfindung« – Heiratsbräuche

Während meines Aufenthalts in Freetown, Hauptstadt der Kolonie Sierra Leone, suchte ich die Nähe einiger Mandingo sowie einiger *saracolets*. Ich gewann ihr Vertrauen und nutzte dies, um sie über die Gegenden, die ich bereisen wollte, auszufragen. Um ihre Freundschaft endgültig zu gewinnen, schenkte ich ihnen schließlich auch ein paar Kleinigkeiten. Eines Tages setzte ich dann eine geheimnisvolle Miene auf und teilte ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, dass ich in Ägypten als Sohn arabischer Eltern geboren sei und dass mich noch im Kindesalter Franzosen, die mit ihrer Armee in Ägypten waren, nach Frankreich mitgenommen hätten. Später sei ich in den Senegal gereist, um für meinen Herrn Geschäfte zu machen, und da dieser mit meinen Diensten zufrieden gewesen sei, habe er mich freigelassen. Und ich fügte hinzu: »Da ich nun frei bin und gehen kann, wohin ich will, möchte ich natürlich nach Ägypten zurückkehren, um dort meine Familie wiederzufinden und die islamische Religion wieder anzunehmen.« Zunächst schienen die Mandingo meiner Geschichte keinen Glauben zu schenken und stellten auch meinen religiösen Eifer infrage. Als ich ihnen aber auswendig einige Passagen aus dem Koran vortrug und mich ihnen abends zum Salam anschloss, legten sich ihre Zweifel. Nach und nach kamen sie zu der Überzeugung, dass ich ein frommer Moslem sei. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, dass ich heimlich die inbrünstigsten Gebete an den christlichen Gott schickte, damit er meine Reise segne. Die Mandingo ließen sich durch den Eifer, den ich bei der Befolgung der religiösen Gebote an den Tag legte, täuschen und schenkten mir ihr ganzes Vertrauen. Bald konnten sie gar nicht mehr ohne mich auskommen. Sie luden mich jeden Tag zum Essen ein, das aus gekochtem Reis mit Palmenöl bestand. Man wird aber

noch sehen, wie wenig ich mich auf diese Freundschaftsbezeugungen verlassen konnte.

Eines Tages sprach mich auf dem Nachhauseweg einer meiner Mandingo-Freunde an und fragte mich, ob ich ihm sein silbernes Zahnstäbchen weggenommen habe, das er nicht mehr finde. Und der Gauner fügte hinzu: »Mach keinen Lärm, gib mir das Zahnstäbchen wieder, und ich werde nichts davon erzählen.« Man stelle sich meine Überraschung und meine Wut vor! Ich erkannte nur zu gut die Absicht des Negers und warf ihm sein schändliches Manöver gegenüber einem hilflosen Freund in einem fremden Land vor. Ich war so empört, dass ich ihm hinterherlief und die Händler, die sich bei ihm zu Hause versammelt hatten, als Zeugen anrief. Diese wollten sich aber nicht einmischen. So holte ich einen Neger, der Englisch und Mandingo sprach. Sobald der Mann, der mich beschuldigt hatte, meinen Übersetzer sah, bekam er Angst und sagte, dass ich seine Worte falsch verstanden hätte, da er mich einfach nur gefragt habe, ob ich den gesuchten Gegenstand gesehen oder gefunden hätte. Er fügte noch hinzu, er sei außerordentlich betrübt, mit mir auch nur die geringste Meinungsverschiedenheit zu haben. Ich gab mich mit dieser »Erklärung« zufrieden. Aber ich verließ meine früheren Gefährten mit verächtlichen Blicken und warf ihnen vor, sich sehr ungeschickt verhalten zu haben, wenn sie etwas von mir bekommen wollten. Dann aber dachte ich daran, dass ich diesen Leuten unterwegs wiederbegegnen könnte, und ich hielt es für besser, so zu tun, als ob ich mich nicht mehr an ihre Anschuldigungen erinnere. Ihrem Anführer machte ich ein paar Geschenke, und wir wurden wieder Freunde.

Ich zog aus diesem kleinen Zwischenfall meine Lehren: Ich musste sehr vorsichtig vorgehen und vor allem vorgeben, sehr arm zu sein, um keinerlei Begierde zu wecken. Unserer Aussöhnung zum Trotz hielt ich es nicht für klug, mich mit meinen Mandingo-Händlern auf die Reise zu begeben, und ich suchte nach einer besseren Gelegenheit, um das Fouta-Djalou zu durchqueren. Ich glaubte, eine solche Gelegenheit in einem Mandingo zu finden, der sich als sehr fromm bezeichnete und außerdem noch den ehrenvollen Titel eines *chérif* trug. Ich zögerte also nicht, ihn um Erlaubnis zu bitten, ihn bis nach Timbo, der Hauptstadt des Fouta-Djalou, begleiten zu dürfen. Er war einverstanden. Und als ich eine Belohnung erwähnte, antwortete er mir sogar mit gesenktem

Blick, dass er nur aus Liebe zu Gott und den Propheten handeln wolle; nur eine Sache erbitte er: vom Statthalter von Sierra Leone einen Pass zu bekommen. Aber obwohl ich in dieser Sache vieles unternahm, hatte der Statthalter bis zum Tag unserer Abreise immer noch keine Antwort gegeben. Ich suchte Ibrahim – so hieß mein Führer – auf, um ihm diese unerfreuliche Tatsache mitzuteilen. Er aber wollte nicht länger warten. Eilig brach er auf und nahm dabei meine arabische Kleidung mit, die ich für mich hatte anfertigen lassen und die ich ihm am Tag zuvor übergeben hatte. Sobald ich dies merkte, rannte ich dem frommen *chérif* hinterher, um mein Päckchen von ihm einzufordern. Zunächst tat er sehr erstaunt, dann schlug er sich an die Stirn und rief betrübt: »Ach, mein Gott! Diese Schelme von Sklaven sind schon vorausgeeilt und haben deine Kleider mitgenommen. Aber rege dich nicht auf, ich werde sie dir zurückschicken.« Das Sicherste wäre es gewesen, den Dieb als Unterpfand festzuhalten. Aber da es gefährlich gewesen wäre, mir Feinde zu machen, ließ ich ihn ziehen und kehrte nach Hause zurück, wobei ich traurig über den diebischen Charakter meiner neuen afrikanischen Freunde nachdachte.

Seit ich in Freetown angestellt war, hatte ich mich wieder französisch gekleidet. Vielleicht, so sagte ich mir, hatten sie erkannt, dass ich mich verstellte. Ich gab mich als Araber und als Moslem aus, ohne auf meine europäischen Sitten und Gebräuche zu verzichten. Ich konnte meine Rolle nur weiterspielen, wenn ich mich meiner französischen Kleidung entledigte. Sierra Leone kam aber hierfür nicht infrage, denn seine Einwohner, die mich ja alle kannten, hätten kaum mehr Verständnis für mich aufgebracht als die von Saint-Louis. Ich wollte also Freetown verlassen und einen Ort aufsuchen, an dem ich ohne Probleme in mein arabisches Gewand schlüpfen konnte. Ich wählte hierfür Kakondy, ein Dorf am Ufer des Rio Nuñez, 50 Meilen nördlich von Sierra Leone, in dem es keine europäischen Einrichtungen gab. Bevor ich nach Kakondy aufbrach, tauschte ich meine 2000 Francs teils in Silbermünzen, teils in Waren um. Es handelte sich um mein gesamtes Vermögen, aber ich glaubte, es ganz und gar für meine Reise einsetzen zu müssen. Für 1700 Francs kaufte ich Pulver, Papier, Tabak, verschiedene kleine Glaswaren und Glasperlen, Bernstein, Korallen, Seidentaschentücher, Messer, Scheren, Spiegel, Gewürznelken und schließlich Guinea-Stoffe sowie einen Regenschirm. All dies war nicht

sehr schwer, wog nicht mehr als hundert Pfund, denn ich hatte von jedem nur eine kleine Menge gekauft, da die Preise für europäische Artikel zu dieser Zeit in den Handelsniederlassungen sehr hoch waren. Den Rest meiner 2000 Francs versteckte ich – halb in Silber, halb in Gold – in meinem Gürtel. Dank der Gefälligkeit einiger Freunde in Sierra Leone brauchte ich keine Medikamente zu kaufen, sie versorgten mich mit allem Nötigen.

So schiffte ich mich am 22. März 1827 in Sierra Leone auf dem Schoner *Thomas* ein, der mich zur Mündung des Rio Nuñez brachte. Mit mir führte ich, der ich nun mein arabisches Gewand trug, all die nützlichen Dinge, die ich in Sierra Leone erworben hatte, und außerdem zwei Taschenkompassse, um die Richtung bestimmen zu können. In meinem Gepäck trug ich die herausgerissenen Blätter eines Korans mit mir. Wegen ungünstiger Winde kamen wir erst am 31. März an der Mündung des Rio Nuñez an, wo ich das Glück hatte, einen Franzosen namens Castagnet zu treffen, der mich, ohne mich zu kennen, zu sich nach Hause einlud und mir versprach, alles zu tun, um mir meine Reise in das Innere Afrikas zu erleichtern. Die Bekanntschaft mit Monsieur Castagnet war ein wirklicher Glücksfall für mich. Ich werde die großzügige Gastfreundschaft, die mir in seinem Haus in Kakondy zuteilwurde, immer in Erinnerung behalten.

Am 5. April führte mich Mister Bethmann, englischer Geschäftsmann und Eigentümer eines Ladens in der Nachbarschaft von Monsieur Castagnet, nach Rebecca. Er wollte mich Macandé, dem künftigen Oberhaupt der Landama, vorstellen. Da der König vor einigen Monaten gestorben war, wartete man nun auf die Regenzeit, um den Nachfolger zu bestimmen. Mister Tudsberry, der eine gut gehende Handelsniederlassung am Fuße des Gebirges hatte, war so freundlich, uns zum Prinzen zu begleiten, der unter der Galerie vor seinem Hause ohne größere Förmlichkeiten empfing. Der Prinz der Landama ist kein Moslem und trinkt deshalb auch starke Liköre, wie alle seine Untertanen. Man stellte ihm das Ziel meiner Reise dar sowie meinen Wunsch, mich zum *almamy* im Fouta-Djalon zu begeben. Mein Besuch schien ihm ziemlich gleichgültig zu sein. Er sagte sogar lachend, er glaube, dass ich ein Christ sei. Man versicherte ihm, ich sei wirklich ein Araber. Er sprach mich nicht an, konnte aber seinen Blick nicht von mir wenden, so eigenartig kam ihm mein arabisches Gewand vor.

Bald wusste das ganze Dorf von meiner Ankunft und einige Einwohner kamen aus Neugierde herbeigelaufen, um mich zu betrachten. Alle gaben mir die Hand als Zeichen des Friedens. Unter den Leuten befand sich auch ein Mandingo, der schon lange hier wohnte. Dieser Mann hatte die Ufer des Senegals bereist und hatte von den dort ansässigen Mauren Grundelemente der Sprache gelernt. Er stellte mir einige Fragen, die ich beantwortete. Ich bat ihn, dem Prinzen zu erklären, dass mich Christen als Kind gefangen genommen hätten und ich deshalb lange Zeit nicht in meiner Heimat gewesen sei. Nun aber, da ich frei war, wolle ich zu meinen Eltern zurückkehren. Der Mandingo übersetzte meine Worte getreu und sagte anschließend dem Prinzen und seinen Ministern, dass sie großes Glück hätten, mich kennenzulernen, und dass sie Gott dafür danken sollten, dass er ihnen einen Araber aus dem Land des Propheten schicke, um ihnen die Pforten des Himmels zu öffnen; ja, dass sie heute etwas sähen, was ihre Väter niemals zu Gesicht bekommen hatten. Nach diesem kurzen Gespräch verabschiedeten wir uns und kehrten zu Mister Tudsberry zurück.

Vor einigen Tagen war in Rebecca eine Karawane aus Kankan angekommen, die eine ansehnliche Menge Gold mit sich trug. Diese Karawane hatte bei unserem Gastgeber haltgemacht. Bald lernte ich ihre Befehlshaber kennen. Sie waren nicht wenig überrascht, als sie von dem Grund meiner Anwesenheit in diesem Land erfuhren. Sie beglückwünschten mich zu meiner Verbundenheit mit den islamischen Geboten und versicherten mir, dass mich der Häuptling von Timbo gerne sähe und sicherlich alles tun werde, um mir bei meiner Rückkehr in die Heimat behilflich zu sein.

Ich verrichtete das Gebet mit meinen neuen Freunden. Von diesem Moment an hielten sie mich für einen echten Moslem und drängten mich, ihr Abendessen – es bestand aus etwas Reisbrei – mit ihnen zu teilen. Da die Zeit des Ramadan war, gab ich vor, erst nach Sonnenuntergang essen zu wollen. Ich begab mich in der Dämmerung zu Tisch und nahm nur ein Stück getrocknetes Rindfleisch an, das mir ein Mandingo servierte. Da es schon spät war, übernachtete ich bei Mister Tudsberry, der mich sehr freundlich aufnahm und mir versprach, sein Ansehen und seine Stellung geltend zu machen, um mir die Reise ins Innere Afrikas zu ermöglichen.

Der Ramadan zwang mich, meine Abreise um einige Tage hinauszuschieben: Ich wollte auf die großen Karawanen warten, die nach dieser Fastenzeit eintreffen sollten. Mit ihnen war es leichter, in das Kankan-Gebiet zu gelangen. Um die Zeit sinnvoll zu nutzen, informierte ich mich über die Sitten und Gebräuche der Baga – ein kleines Volk, das die Inselgegend nahe der Flussmündung bewohnte und über das ich interessante Dinge gehört hatte. Bevor ich von diesem Volk erzähle, möchte ich aber dem Leser die Landama und die Nalou vorstellen. Beide siedeln in der Umgebung des Rio Nuñez. Diese Völker sind sehr abergläubisch. Sie unterstehen den Fulbe des Fouta-Djalon und sind lieber dem *almamy* tributpflichtig, als dass sie auf ihren Aberglauben verzichten und die islamischen Salams ausführen. Die Abgaben werden vom Herrscher der Landama gesammelt und dann vom Oberhaupt von Labe in Empfang genommen, der sie nach Timbo weiterleitet. Jeder gibt nach seinen Möglichkeiten. Die Herrschaft bleibt immer in der gleichen Familie. Allerdings folgt der Sohn nicht seinem Vater nach, sondern man wählt vorzugsweise einen Sohn der Schwester des Königs. Dadurch glaubt man sicherer zu gehen, dass der König immer vom gleichen Blut ist. Diese Vorsichtsmaßnahme liegt in dem geringen Vertrauen begründet, das man gegenüber den Frauen dieser Gegend hat.

Bei den Völkern, die die Ufer des Rio Nuñez bewohnen, gibt es einen Geheimbund, der an die Freimaurerei erinnert. Er wird von einer Art Richter angeführt, den man *simo* nennt. Er diktiert die Gesetze, die auf seinen Befehl hin ausgeführt werden. Dieser Mann lebt in den Wäldern und bleibt denjenigen, die keine Mitglieder des Geheimbundes sind, unbekannt. Als Gehilfen hat er junge Leute, die nur teilweise in seine Geheimnisse eingeweiht sind. Der *simo* trägt verschiedene Verkleidungen. Manchmal tritt er als Pelikan auf, manchmal hüllt er sich in Tierhäute und wieder andere Male zeigt er sich von Kopf bis Fuß mit Laub bedeckt, was ihn recht unförmig aussehen lässt.

Mehrmals im Jahr nimmt er neue Adepten in seinen Geheimbund auf. Die Familien der verschiedenen Dörfer, die wünschen, dass ihre Kinder in diesen Bund eintreten, versammeln die zwölf- bis vierzehnjährigen Jungen und setzen den *simo* davon in Kenntnis. Dieser begibt sich verkleidet an den angegebenen Ort, um die Kinder zu beschneiden. Zu dieser feierlichen Handlung sind nur die Anwärter selbst zugelassen. Danach geben die Eltern der neu Geweihten ein